Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 20 (1936)
Heft: 5-6

Artikel: Zur Schweizerdeutschen Schriftsprache
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419764

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Küsnacht (Zürich),
Mai und Brachmonat 1936

Mitteilungen
des
Deutschschweizerischen Sprachvereins

Zwanzigster Jahrgang.
Nr. 5/6.

Beilage: „Muttersprache", Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 4 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postscheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). — Druck: E. Flück, Bern.

Zur schweizerdeutschen Schriftsprache.

Der Plan Emil Baers, der die eidgenössische Seele durch eine schweizerische Nationalsprache retten will, wird uns noch oft beschäftigen *). Vor allem wollen wir einmal feststellen, wie der Gedanke von der Presse aufgenommen worden ist. Man kann ruhig sagen: ablehnend. Vor uns liegen 18 schweizerische Zeitungen, die sich damit beschäftigen. Mit Ausnahme des (protestantischen) „Religiösen Volksblatts", wo ein Pfarrer seinem Amtsbruder Baer freudig zustimmt, und der (katholischen) „Ostschweiz", die etwas zaghaft beipflichtet, lehnen alle bei aller Anerkennung der löblichen Beweggründe das Ziel ab. Am leichtesten macht sich's die „Freiämter Zeitung" (29. 3.), die den „unsinnigen Vorschlag" einen guten Aprilscherz nennt. Das ist er sicher nicht, aber als „auch eine Volksstimme" wollen wir das immerhin zur Kenntnis nehmen. Wichtig ist, daß alle unsere großen Zeitungen dagegen sind. Die N. Z. Z. (14. 3.) verwahrt sich entschieden gegen die Uebertreibungen Baers, der „die Stirne" habe zu behaupten, wir hätten bis auf diesen Tag keine Literatur hervorgebracht und seien trotz einigen Ausnahmen ein an dichterischen Schöpfungen armes Volk. Sie will auch nichts davon wissen, daß Schriftdeutsch für uns eine Fremdsprache sei; eine künftige Jugend würde sich armselig vorkommen, wenn sie Goethe und Gottfried Keller in einer Fremdsprache lesen müßte und nicht mehr „in der Muttersprache, in der Sprache, in der auch Schweizer zur Ehre und zum Gewinn des Volkes und einer größeren Welt Meisterwerke geschrieben haben". Sehr richtig fragt auch der Verfasser: wenn Schriftdeutsch für den Schweizer eine Fremdsprache wäre, warum wären denn die deutschschweizerischen Zeitungen im Reiche verboten? Zu Baers Behauptung, daß wir, wenn wir uns durch seine Nationalsprache nicht retten lassen, einmal „auf friedlichem oder gewaltsamem Wege heimgeholt werden vom Reich, wohin wir dannzumal tatsächlich gehören," bemerkt der Verfasser: „Das ist allerhand, wenn ein Schweizer eine solche Sprache führt und weiß, daß wir eine Westschweiz besitzen, die französisch spricht (und selten mehr Patois), aber durch ihr Schweizertum und die Treue zum Staatsgedanken dafür sorgt, daß sie nicht heimgeholt wird". Aehnlich sei es mit dem Tessin. Gewiß wäre der Untergang der Mundart zu bedauern, aber mit dem Schweizerdeutsch brauche der Schweizergeist noch nicht unterzugehen, der in unserer Geschichte, unserer Ueberlieferung, im „Anderssein als das Reich" bestehe. — In einem weitern Beitrag (29. 3.) äußert sich ein Sprachwissenschafter, Prof. Otto Gröger vom Idiotikon, ausführlich über die Schwierigkeiten der äußern und innern Abgrenzung des Alemannischen und spricht die Befürchtung aus, Baers sprachliche „Maschine" würde das fruchtbare örtliche Kräftespiel, das unserm Föderalismus so gut entspreche, zerstören.

Endlich veröffentlicht die N. Z. Z. auch einen Vortrag (6. 6.), den Professor Dieth, ebenfalls am Idiotikon beteiligt, in Zollikon gehalten („Schweizerdeutsch und wir Deutschschweizer"). Die „Zürichsee-Zeitung" (2. 6.) bringt davon einen Auszug und der „Volksfreund" (6. 6.) einen Auszug aus diesem Auszug. Dieth stellt fest, daß „die quantitative Schrumpfung seit dem Kriege in eine rückläufige Bewegung eingetreten" sei, daß also heute wieder mehr schweizerdeutsch gesprochen werde als vor dem Kriege, aber „die qualitative Verschlechterung sei ihren Weg weiter gegangen". (Vielleicht hängt das zusammen!) Mundart und Schriftsprache seien durcheinandergeraten. Er hält aber die Lage nicht für so hoffnungslos wie frühere Sprachforscher und lehnt Baers alemannische Schriftsprache, die uns vor reichsdeutschen Kultureinflüssen schützen sollte, entschieden ab, denn sie würde uns vom „Segen der deutschen Kulturgemeinschaft abriegeln". Wir würden „handeln wie der Bauer, der der Unverträglichkeit zwischen seinem nützlichen Pferd und seinem lieben, wachsamen Hund dadurch ein Ende macht, daß er das Pferd wegjagt". Flamen und gebildete Holländer beklagen es, daß sie einem kleinen Volk mit eigener Schriftsprache angehören. (Und dabei sind der Niederländer und Flamen zusammen 10 Millionen und der Deutschschweizer nicht ganz 3 Millionen!). Der einzig richtige Weg sei saubere Trennung der beiden Formen, wie sie Otto von Greyerz und der Deutschschweizerische Sprachverein fordern, aber mit zu wenig praktischen Mitteln und darum wenig Erfolg. Gefährdet seien eben die Ortsmundarten nicht an ihrem Ort, sondern bei Verpflanzung in andere Mundartgebiete. „Der urchigste Guggisberger wird, wenn er nach Zürich übersiedelt, gerade das zuerst ablegen, was für seine Mundart am kennzeichnendsten ist". So entstehe aus praktischen und psychologischen Gründen eine Mittelform. Diese Mittelform aber sollte doch irgendwie geregelt, „kodifiziert" werden; es müsse also doch ein Wörterbuch her. Die Zeit für ein solches Unternehmen sei aus politischen Gründen günstig, wenn auch mit dem demokratischen Eigensinn des Schweizers zu rechnen sei.

*) In Nr. 3/4, S. 2, sei bei dieser Gelegenheit ein Versehen berichtigt: Der Satz, die Sprache sei die willige und unentbehrliche Dienerin des Gedankens, stammt nicht von Baer selbst, sondern wird von ihm nur angeführt.

Der „Kleine Bund" (vom 3. 5.) findet, die Schaffung einer Grammatik und eines Wörterbuches durch eine Kommission „widerspräche ganz und gar der eidgenössischen Seele", deren Rettung sie doch dienen sollten, denn „solche Dinge wollen wir wachsen lassen". Möglich wäre nur die Schaffung einer klaren und einheitlichen Rechtschreibung für die Mundarten; fraglich sei, ob sich die Mundart das Gebiet der theoretischen Erörterung aus eigener Kraft erobern könnte. In einem zweiten Beitrag weist ein anderer, offenbar sachkundiger Mitarbeiter nach, daß Baers Beispiel vom norwegischen „Landsmaal" gar nicht zur Nachahmung ermuntere, denn dieses habe in Norwegen mehr Verwirrung angerichtet als Einigkeit geschaffen.

Auch der Berichterstatter der „Basler Nachrichten" (24. 3.) beklagt den Rückgang der Heimatsprache und würde ihren Untergang bedauern, aber es gehe einem damit wie „mit dem vertrauten und vererbten Gut der Väter. Wir dürfen es nicht verschleudern und können es doch nicht verhindern, daß alles nach und nach dem Gesetz der Vergänglichkeit und der ewigen Wandlung unterliegt". Eine Vereinheitlichung der Mundarten wäre ein Aufgeben des Föderalismus; „das lebendig gewachsene Knochengerüst würde einem künstlichen Mechanismus Platz machen" und die Mundarten würden an einer solchen „Roßkur" zugrunde gehen. Auch hier wird der Vergleich mit Norwegen als hinkend bezeichnet. Auch unterschätze Baer die „geistige Atmosphäre, die Lebensluft unserer Städte und Landschaften" und unser eingeborenes Sonderbewußtsein, und dieses werde uns auch die Mundart erhalten.

Die „Nationalzeitung" (29. 3.), die ebenfalls den Rückgang des mundartlichen Wortschatzes bedauert, fragt: „Sind wir darum etwa schlechtere Schweizer geworden?". Das Kennzeichnende der Mundart seien nicht die Wörter und Wendungen, sondern die Laute, die „Musik", und diese Musik sei trotz allem dieselbe geblieben; sie habe aber die badischen Alemannen, die durch den großen Hebel mit den Baslern verwandt seien, nicht abgehalten, widerstandslos Nationalsozialisten zu werden. Auf den Schweizergeist, das schweizerische Fühlen und Denken, komme es an, und dieses sei von der Sprache unabhängig; es reiche ja über größere Sprachgrenzen hinaus. „Eine Faschistenrede kann man alemannisch halten und eine schweizerische Rede hochdeutsch". Auch dieser Berichter fürchtet, das „von ein paar Stubengelehrten zusammengebraute Schulalemannisch", „eine solche Majoritätszusammenstellung würde unmittelbar zur Vernichtung der urchigsten Lokalmundarten" führen. Und daß dieses Schriftalemannisch zur „schweizerischen Nationalsprache im vollen Sinne des Wortes" werden solle, die einmal, wie Baer verlangt, alle Eidgenossen, auch die Welschen und Tessiner, lernen müßten, während bei uns der Französischunterricht auf eine „Elite" beschränkt würde, diese „nationalistische Verfehmung des Fremden nicht etwa seines andern Geistes, sondern nur der andern Ausdrucksform wegen", sei im Grunde nationalistisch gedacht und Nationalismus sei Teufelswerk.

Das „Vaterland" (27. 3.) betrachtet Baers Buch als ein Zeichen erwachenden Volkstums, wie man solche auch bei den Türken, Basken, Arabern u. a. beobachten könne (ein etwas schiefer Vergleich), macht dann aber sofort auf eine Menge von Schwierigkeiten für die Schaffung der Nationalsprache aufmerksam: Jungfer oder Jumpfer? Chriesi oder Chirsi? witt oder wottsch? Chump muotter oder chund d muotter?. Der Vergleich mit Holland stimme nicht. Auf die hochdeutsche Schriftsprache könnten wir nicht verzichten; dagegen sollten wir den Duden ins Feuer werfen, weil er so viele Fremdwörter enthalte und so viele gut alemannische Wörter nicht enthalte. Merkwürdig mutet die Behauptung an, Mundartformen seien immer verderbte Schriftsprachformen; unserer Mundart liege das Neuhochdeutsche zugrunde! Es sei auch ungerecht, die Erhaltung der Mundart nur von uns Alemannen zu fordern und nicht auch von den Welschen und Tessinern. Neuhochdeutsch könne auch für uns Sprache des Herzens sein; volksfeindlich aber seien die vielen Fremdwörter und gelehrten Anspielungen. Auch die von Baer geforderte Bühnenaussprache des Schriftdeutschen sei nicht nötig.

Insbesondere gegen diese Forderung Baers richtet sich Jakob Bührer im „Volksrecht" (23. 5.). Die ganze Frage sei „diffizil und heikel" (Unterschied?); die gemeindeutsche Schriftsprache sei eine gewaltige Errungenschaft, deren Vorteile niemand missen möchte, an der man nicht rütteln dürfe; eine Abspaltung wäre unzweckmäßig. Wünschbar wäre nur eine schweizerdeutsche Regelung einiger Einzelheiten der Aussprache wie ch und g (König oder Könisch?, — Dinge, für die Baumgartner und Frank ziemlich allgemein anerkannte Regeln vorgeschlagen haben), um ein „klanglich schönes schweizerisches Sprachdeutsch zu schaffen".

In der Mainummer der „Schweizer Monatshefte" bespricht Blocher Baers Buch mit überlegenem Wohlwollen für die gute Absicht und die schöne Form dieses „religiösen Manifestes", aus dem freilich mehr der Geist des Reichsbischofs Müller spreche als der des Apostels Paulus. Erfolg werde er schwerlich finden, und das sei gut so, denn unser staatliches Eigenleben habe sein Daseinsrecht in Dingen, die allenfalls auch ohne eigene Sprache bestehen könnten: im besondern Verhältnis, in dem hier der Mensch zum Mitmenschen, der Einzelne zur Gesamtheit und die Gesamtheit zum Einzelnen steht, in Freiheit, Demokratie, Rechtsstaat, Föderalismus u. ä. Die Volksseele sei mehr als durch die Schriftsprache gefährdet durch Bewegungen, denen Baer, der Faschist und Antisemit, selber angehöre (eine ähnliche Andeutung also wie in der Nationalzeitung). Auch Blocher fürchtet, Baers Kunstsprache würde die lebendige Mundart töten.

Die (Nationale) „Front" (17. 3.) berührt zunächst die Gewandtheit des Schweizers in fremden Sprachen und seine Gleichgültigkeit gegenüber der Muttersprache; kein Mensch rege sich in der deutschen Schweiz darüber auf, daß unsere schönsten Landschaften mit fremdsprachigen Reklamen verschandelt werden (der Verfasser scheint von unserm Verein noch nichts gehört zu haben); Baer sei der erste, der bei uns eine sprachliche Angelegenheit bespreche; mit seinen Folgerungen ist der Verfasser aber nicht einverstanden und bekämpft sie aus Ueberzeugung, weil sie den Austritt aus dem deutschen Sprach- und Kulturverband bedeuten würden. Der Verlust der Schriftsprache wäre mindestens ebenso schwer wie der der Mundart. Baers Nationalsprache wäre die „chinesische Mauer einer Sprachbarrière", errichtet aus Angst und Furcht vor dem Dritten Reich, und nicht das Zeugnis nationalen Aufbruchs, wie man es erwarten sollte von einem Manne, der das Jahr 1933, auf das Baer (der Parteigenosse!) sich berufe, seelisch miterlebt habe. Hochdeutsch sei ebenso gut unsere Sprache wie Schweizerdeutsch (etwas viel gesagt!). Die Mischsprache, die Baer zu schaffen wünsche, wäre schlimmer als das Schriftdeutsche; der beste Schutz der Mundart sei möglichst reinliche Trennung der beiden Formen. Als warnendes Beispiel wird Flandern genannt.

Das „Schweizerische Kaufmännische Zentralblatt" beschäftigt sich in letzter Zeit auch mit der Mundartfrage und erwähnt in diesem Zusammenhang kurz Baers Buch (28. 5.) mit aller Achtung vor der Leistung, aber unter Ableh-

nung des Ergebnisses. Kein Schweizer (dessen Seele Baer ja gerade retten möchte) „könnte in dieser neuen Kunst- oder Mischsprache seine Seele mehr finden".

Auch drei welsche Blätter haben sich zur Sache geäußert, aber durchaus nicht sehr ermunternd. (Daß Baer den Welschen William Martin als Eideshelfer angerufen, finden die die B. N. „etwas seltsam"). Die «Tribune de Genève» (21. 3.) und wörtlich nach ihr der «Petit Jurassien» (25. 3.) drücken sich sehr vorsichtig, eher zurückhaltend aus: «Monsieur Baer cherche à prouver..., selon lui»; «on se demande notamment», ob diese Nationalsprache nicht gerade «une barrière vis-à-vis des confédérés romands et italiens» bilden würde; das «projet si audacieux et un peu utopique» sei auch geeignet, die Schweiz abzuriegeln und ihren Einfluß auf die europäische Kultur zu vermindern. Warum denn wir Deutschschweizer nicht wie die Welschen dem «idéal helvétique» dienen könnten auch ohne Mundart? Das Daseinsrecht der Schweiz sei politischer, nicht sprachlicher Art, wenn auch die Mundart einen mächtigen Wall gegen alldeutsche Bewegungen bilde.

Im Neuenburger «Curieux» (9. 4.) nennt es Charly Clerc ein «magnifique privilège» der Welschen, daß sie nur e i n e Sprache haben; daß der Deutschschweizer eine Mundart besitze und dazu noch eine Schriftsprache, die nicht den Namen Muttersprache verdiene und auch nicht «tout à fait» den Namen Fremdsprache, «ce malheureux bilinguisme» sei eine «destinée difficile». Wir könnten die Mundart ruhig aufgeben, wie sie, die Welschen es getan: «en sommes-nous moins bons Suisses?». Tausende von Bernern würden übrigens lieber sterben als eine Sprache erlernen, die man auch in Zürich spreche. Baers Schweizerdeutsch wäre «créé à la façon du Schweizerwein», den er offenbar nicht gerade hoch schätzt. Er zieht die Sache sogar etwas ins lächerliche: «Imaginez-vous des patriciens de Bâle, des pâtres d'Appenzell, des tourbiers du Seeland, penchés sur la même grammaire alémannique, sur le même recueil de morceaux choisis en haut-alémannique!». Die Erwiderungen Baers auf derartige Einwände seien durchaus nicht immer befriedigend, aber sein Buch sei erfreulich als ein Zeichen des guten Willens zur geistigen Landesverteidigung.

Zum Schluß noch zwei Stimmen aus dem Reich: In „Volk und Kultur", der Unterhaltungsbeilage der Berliner Börsenzeitung (20. 5.) betrachtet ein Freiburger das Alemannentum zunächst geschichtlich. Alemannenland ist „überall da, wo Hebel ohne Wörterbuch verstanden wird". Dieses Land sei durch den „Rhythmus des Blutes" geeinigt, wenn auch die Alemannen Südbadens und des Elsaß willkürlich von den schweizerischen Alemannen abgetrennt worden seien. (Ist es nicht vielmehr so, daß die schweizerischen Alemannen sich wegen der Willkür eines Habsburgers von den übrigen Alemannen abgetrennt haben?) Baers Werk sei ein Angstprodukt, ein Armutszeugnis und er selber entweder ein „kapitaler Nichtwisser oder ein — Verbrecher". Er ist sicher weder das eine noch das andere, sondern bloß ein wohlmeinender Schwärmer; aber sehr geschickt hebt der Verfasser einen für Baers eigene Sache ungeschickten Ausdruck Baers heraus, der selber davon spricht, daß uns vielleicht einmal das Reich „heimholen" möchte; damit gibt er ja selber zu, wo unsere Väter, deren Geist er beschwört, einmal daheim gewesen sind.

Aus einem zweiten Aufsatz der «Tribune de Genève» (3. 6.), der einleitend die früheren Bedenken bestätigt und Baers «idée d'un cocktail linguistique» als unausführbar und auch als politisch unnötig bezeichnet (denn wir wären auch ohne eigene Sprache ja nicht schlimmer dran als die Welschen), erfahren wir, daß sich auch die „Frankfurter Zeitung" mit der Sache beschäftigt hat und zwar mit «beaucoup de mesure et de pertinence». Der Rückgang der Mundarten sei ein natürlicher Vorgang, die Enstehung von Schriftsprachen ein geistiges Bedürfnis; die Aufstellung einer Mischsprache wäre eine Sache persönlicher Willkür, wie sie die Sprache gar nicht dulde. Schweizergeist lebe in den Werken Kellers, Meyers und Spittelers, gleichgültig, in welcher der schweizerischen Nationalsprachen sie schreiben.

Unterdessen hat Dr. Baer in Zürich eine öffentliche Versammlung veranstaltet, ihr seinen Plan mit glänzender Redekunst vorgelegt, aber auch Widerspruch gefunden. Es ging zeitweise ziemlich lebhaft zu, und eine einheitliche Stimmung brachte er durchaus nicht zustande, obschon neben Parteigenossen von der Nationalen Front auch eine stattliche Schar grundsätzlicher Schwabenfresser da war.

Ein großes Verdienst wollen wir Baer trotz seinen ungeheuerlichen Uebertreibungen nicht bestreiten: er hat die Deutschschweizer etwas aufgerüttelt, und es kann für die Mundart doch etwas Gutes herausschauen, wenn auch keine schweizerische Nationalsprache, so doch eine Stärkung der Mundart. Einen Weg hat Robert von Planta s. Z. angedeutet: in der Volks- und Mittelschule eine Wochenstunde für das Schweizerdeutsche (die aber nicht dem übrigen Deutschunterricht zu rauben wäre!). Darüber das nächste Mal mehr, und dabei auch etwas zu den Forderungen Guggenbühls (in „Zerfall und Erneuerung der Demokratie"), der Baers Rezept ebenfalls ablehnt, aber stärkere Pflege der Mundart in der Schule wünscht.

Das gesprochene Fremdwort.

E x c u s e z, Herr R e d a k t o r, aber diesmal müssen Sie mir schon ein paar Fremdwörter zubilligen. Sie werden gleich sehen warum.

Ich unterhalte mich neulich mit einem Freunde über das Fremdwort. Er verteidigt das wissenschaftliche Fremdwort, weil es im Gegensatz zum deutschen Wort einen Begriff eindeutig und i n t e r n a t i o n a l verständlich bezeichne — ich setze mich für sauberes Deutsch auch in der Wissenschaft ein. Die Unterhaltung wird erregter. Ein Dritter kommt hinzu und frägt: Worüber streitet ihr euch eigentlich? Worauf wir antworten: Wir streiten ja gar nicht, wir d i s k u t i e r e n bloß.

Ja, ich sagte, d i s k u t i e r e n, obwohl ich es nicht geschrieben hätte. Ich sagte ihm auch, mein Freund fände, daß das Fremdwort häufig p r ä z i s e r sei als das deutsche. E x a k t!, fiel mein Freund zustimmend ein. Ich erläuterte dem Dritten den Gegenstand weiter und meinte, o b j e k t i v gesprochen, müsse man wohl der Wissenschaft das Recht zugestehen, für die D e f i n i t i o n neuer Begriffe neue Wörter zu prägen und sich dabei an die i n t e r n a t i o n a l verbreiteten alten Sprachen zu halten.

Mein Freund ging nun fort. Er hatte sich etwas verspätet und mußte daher p r e s s i e r e n. Glücklicherweise hatte er sein V e l o bei sich. Er wollte noch B i l l e t s für die heutige P r e m i è r e im C o r n i c h o n holen. Ich unterhielt mich nun mit dem andern weiter, wobei ich e f f e k t i v Mühe hatte, die Fremdwörter zu vermeiden. Ich schien t o t a l vergessen zu haben, daß ich sonst ein e n r a g i e r t e r Fremdwörterfeind bin, und muß zugeben, daß das N i v e a u unserer Unterhaltung dadurch bedenklich zu sinken drohte. Uebrigens fand der andre, unser Freund habe etwas r e d u z i e r t ausgesehen, worauf ich